

## Kapitel 2

*Das uns über die frühen Jahre von Wieland und die letzten seiner Mutter Pauline Aufschluss gibt*

Wenn es die Natur gewollt hätte, dann umfasste die Familie von Radubert Stammvater fünf Personen. Pauline verlor im Kindsbett allerdings vor Wieland ein Brüderchen mit dem Namen Peter im Alter von drei Wochen und nachdem das Glück des Paares mit der Geburt von Wieland wieder hergestellt schien, zwei Jahre darauf noch ein Schwesterchen. So wuchs der Junge allein auf und erhielt alle liebende Zuwendung seiner leidenden Mutter, die den Verlust der beiden Geschwister hatte nie überwinden können. Radubert hätte das wohl zu ändern vermocht, doch obgleich stets zu Späßen aufgelegt, nahm er diesen Fingerzeig der Natur ernst und näherte sich seiner Frau nur noch mit großer Vorsicht. Er wollte Pauline nicht verlieren, die nach der letzten Fehlgeburt des Mädchens noch sechs Monate brauchte, ehe der Arzt nach einem Besuch bei ihr kein bedenkliches Gesicht mehr aufsetzte.

Der kleine Wieland entwickelte sich zum Trost seiner Eltern zu einem freundlichen Kind, das kaum zur Sorge Anlass gab. Mit einem Jahr schon konnte er selbständig laufen, hielt seine Windel trocken und gab stattdessen rechtzeitig einen Fingerzeig, wenn er nach dem Topf zu seiner Notdurft begehrte. Vielleicht war das um diese Lebenszeit des Knaben schon ein Anzeichen dafür, dass er einen überaus wachen Verstand entwickelte. Bereits mit drei Jahren vermochte er vollständige Sätze zu bilden, die seine Mutter und mehr noch Radubert in Erstaunen und gelegentlich in Verlegenheit versetzten. Hegte seine Mutter Pauline zum Beispiel ein bittendes Verlangen, dass er mithilfe seine Füßchen in Schuhe zu stecken, erhielt sie ein fragendes warum zur Antwort, weil Wieland nicht einsehen wollte, weshalb er auf das gewohnte Barfußlaufen auf der Straße verzichten sollte. In dieser Weise verfuhr der

Knabe bei den meisten der von ihm geforderten Verrichtungen, was Radubert von Zeit zu Zeit ein wenig in Rage brachte. Wozu wollte der Junge wissen, warum die Fische im Wasser nicht ertranken oder ein Vogel nicht vom Baum fiel, wenn es die Natur doch so eingerichtet hatte und er ahnte, dass mit seinem Sprössling ein wissbegieriger Mensch heran wuchs, der ihm noch manche Sorgenfalte bereiten würde. Doch auch die Lachfalten kamen nicht zu kurz, denn in der Seele des kleinen Wieland wuchs auch eine Unbekümmertheit heran, an der Radubert die Echtheit seines Kindes erkannte. So geschah es beispielsweise eines Tages, als Wieland bereits fünf Jahre alt war, dass er die leichthin geäußerte Bemerkung seines Vaters, der mit den Jahren an Gicht litt und beim Essen zu Pauline sagte, mit seinen Füßen ginge es heute mal wieder wie auf rohen Eiern, dieses Ereignis wörtlich nahm. Der Knabe holte sich am nächsten Morgen zwei Eier aus dem Korb, legte sie unter seine Füße und versuchte damit die seltsame Erfahrung seines Vaters nachzuvollziehen. Der Ausgang dieses Experimentes lässt sich leicht errahnen und als Radubert davon am Abend erfuhr, nannte er seinen Sohn zunächst einen Esel, musste dann allerdings den Widersinn seiner Äußerung erkennen und verfiel daraufhin bei der bildlichen Vorstellung in schallendes Gelächter. Wieland hingegen fühlte sich ob der Richtigkeit seiner Vorgehensweise bestätigt und empfand die Freude seines Vaters für derartige Gedankenexperimente als Ermutigung. Dergleichen Beispiele blieben also nicht aus und Wieland erprobte recht bald die Geduld seines Vaters, indem er eines Tages mit Steinen nach dem Hund der Nachbarsfrau Traudel warf, der stumpfsinnig vor seiner Hütte in der Sonne lag und beim Anblick des ihm vertrauten kleinen Knaben nur gelangweilt aufschaute, nachdem dieser mit Steinen bewaffnet am Tor des Grundstückes auftauchte. Als Wieland später, weil der Schäferhund kräftig bellend am Zaun entlang lief, zur Rede gestellt wurde, brachte er zu seiner Verteidigung vor, dass er lediglich überprüfen wollte, was seine

Vater am gestrigen Abend nach einer Schuldzuweisung behauptete hatte. Getroffene Hunde würden bellen. Und so ging es ein Weilchen weiter, doch nachdem Wieland beim Einschmeißen einer Glasscheibe ertappt wurde, riss der Geduldsfaden von Radubert und Wieland musste die bittere Erfahrung machen, dass nicht alles wortgetreu zutraf, was seine Ohren gelegentlich aufschnappten. Die Scherben vom Fenster eines benachbarten Waschhauses brachten ihm kein Glück, sondern die schmerzliche Gewissheit, dass sein Vater nicht immer über das Tun von Wieland beglückt schien. Was der Junge zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen konnte, Radubert war im Grund stolz auf sein Sprössling, der mit so viel Einfallsreichtum schon mit seinen fünf Jahren Zeugnis einer Neugier ablegte, wie sie Menschen eigen ist, die dem Leben mit Frohsinn entgegen blicken.

Als der Knabe Wieland zwei Jahre später im Schulhaus bei Augusto auftauchte, lernte auch der Lehrer nach einigen Wochen betulicher Gewöhnung die frohen Launen seines neuen Schülers kennen, die nicht immer sein Wohlgefallen hervor riefen. Wieland erhob sich recht bald zum Anstifter denkwürdiger Streiche, mit denen er den Schulbetrieb in einen unbekümmerten Zeitvertreib ummünzte. Spätestens wenn Augusto seine dritte Flasche Wein am Stammtisch anzapfte, erfuhr auch Radubert von diesen Zwischenfällen seines Sohnes, die dann die Runde in eine heitere Stimmung versetzte und Erinnerungen an die eigene Schulzeit wach riefen. Ob nun durch die Gene seiner Eltern bestimmt oder wegen der freisinnigen Einstellung seines Vaters mit ihrer Vorbildwirkung veranlasst, unterschied sich Wieland von seinen Altersgenossen, indem er schon die Erfahrungen eines zehnjährigen beibrachte. Während Augusto nach einer durchzechten Nacht und einer fadenscheinigen Aufgabenverteilung an die Klasse am Katheder saß und die Zeitung las, unterhielt Wieland seine Mitschüler mit Grimassen, die den Lehrer zum Gegenstand seiner Darstellung hatten. Senkte Augusto

nach Wahrnehmung eines störenden Lärmpegels sein Zeitungsblatt, so gelang es Wieland jedes Mal, sein Gesicht in die Unschuld eines nachdenklichen Schülers zu verwandeln. Ein anderes Mal schlich er wie ein Kätzchen zur Mutprobe bis nahe an den Katheder heran und stibitzte Augusto eine auf dem Tisch abgelegte papierne Hemdmanschette. Dann malte er einen frappierend ähnlichen Esel darauf und legte das Hilfskleidungsstück wieder zurück an seinen Platz. Als Augusto hernach die Manschette wieder anlegte, bemerkte er die Zeichnung nicht, obgleich die frivole Stimmung im Raum Anlass zu Misstrauen gab. Doch Augusto konnte keine Verfehlung entdecken und erst spätere, als ein Nachbar schmunzelnd nach dem Sinn für die Bemalung auf seiner Hemdmanschette fragte, ward ihm die Stimmung in der Klasse verständlich. Wer dafür in Frage kam entzog sich Augusto jedem Zweifel und er überlegte, ob er das Beweisstück zum nächsten Stammtischabend vorweisen oder den Vorfall einfach geflissentlich übersehen sollte. Er entschied sich schließlich daraus für die Stammtischrunde einen Schwank zu machen, während er Wieland gegenüber von seiner Entdeckung nichts anmerken lassen wollte. Radubert nahm die Idee seines Sohnes wie erwartet humorvoll auf, wobei er die Zweideutigkeit der Darstellung geflissentlich nicht zum Gegenstand seiner Erörterung machte, obgleich er über die Weitsichtigkeit seines Sohnes heimlich erstaunt war. Während Wieland den Schulunterricht mit seinen Späßen würzte, vergaß er bei all dem den Ernst der Lage nicht und lernte eifrig die Hauptinhalte von Augustos Lehrplan, der im Grunde nur die Vermittlung von Lesen und Schreiben vorsah. Unterstützt wurde Wieland allerdings dabei von seiner Mutter, die vornehmlich für die Literatur großes Interesse empfand und ihrem Sohn jeden Abend eine Geschichte aus Grimms Märchen vortrug. Das nährte bei Wieland schließlich die Neugier, den Text selbst lesen zu können, was ihn bald dazu brachte, dass er dem Lehrplan weit voraus

war. Mit den Zahlen hatte er es dagegen nicht so leicht, deren Inhalte und Verschmelzung miteinander ihm große Mühen bereiteten. Davon rührte vielleicht auch seine Einstellung zum Gelde her, gegen das er auch späterhin eine gewisse Gleichgültigkeit hegte und es nur als notwendiges Übel ansah. Manche Nachtstunde sah man Wieland in seiner Dachkammer beim Schein einer Kerze Bücher lesen, die er sich heimlich aus den bescheidenen Beständen seiner Mutter besorgt hatte. Dass dabei auch der „Don Quichotte“ des Cervantes war, mochte ein großer Glücksumstand sein, der die Seele des Knaben um neue Einfälle bereicherte. Zugleich zog er aus der beschriebenen Unbekümmertheit des Haupthelden ein Mitempfinden für dessen Narreteien, die eine Zeitlang in den Gedanken von Wieland nisteten. Dem fahrenden Ritter gleich, wollte Wieland zu Abenteuern ausziehen und erkor für dieses Vorhaben einen Besuch der Neumühle in der Nähe von Kremmlau, die noch immer in Betrieb war und den hiesigen Bauern das Mehl malte. Eines Nachmittages im Spätsommer machte sich Wieland mit seinem Freund Erwin auf den Weg zur Neumühle, wo er das Objekt seiner ritterlichen Begierden auskundschaften und einen Schlachtenplan entwickeln wollte. Don Quichotte hatte im Buch in einer Mühle den Auftritt von Riesen gesehen, gegen die er ankämpfte, soweit gedachte Wieland allerdings nicht zu gehen. Ihn interessierte die fantasievolle Vorstellung, wie aus einer Mühle vor dem geistigen Auge eine Riese werden konnte. Und tatsächlich, als er vor dem hölzernen Bauwerk stand, verwandelte sich der bauchige Leib und die drehenden Flügel in ein aufgebrachtes Ungeheuer, dass die Ankömmlinge zu bedrohen schien. Man durfte ihm keinen Schritt näher kommen, wollte man von den langen Armen des Ungeheuers nicht aufgegabelt und durch die Luft geschleudert werden. Wieland fühlte wie sein großes Vorbild, das hier ein gefährlicher Angriff abzuwehren sei, wollte man nicht unter die sprichwörtlichen Räder kommen. Als kurz darauf der Müller in der Tür zur Mühle erschien, sah

Wieland in ihm das schlagende Herz, das dem Ungeheuer seine Leibhaftigkeit verlieh. Als der Müller die beiden Knaben zu sich heran winkte, deutete Wieland diese Geste zu einem Hinterhalt, dem es auf der Stelle auszuweichen galt. Auf flinken Füßen rannte er, vom verdutzten Erwin verfolgt, davon, als musste er sein Leben in Sicherheit bringen. Ähnlich verwirrt hinterließ den kleinen Knaben das Kapitel des Buches, worin in einer ordinären Schenke die Rede von Dirnen war, mit denen Wieland im Zusammenhang mit Frauen nichts anzufangen wusste. Er vertraute sich zu diesem Thema zunächst seinem Freund an, doch Erwin kam in der Frage nur auf den Einfall, ob es sich bei diesem Wort vielleicht um einen Druckfehler handelte und der Autor Birnen meinte, doch dem widersprach Wieland mit einem Fingerzeig auf seine Stirn entschieden, denn was sollten Birnen mit Frauen zu tun haben. Eines Abends nahm Wieland all seinen Mut zusammen und trug seiner Mutter die Frage nach den Dirnen an. Pauline blickte ihren Sohn mit großen Augen an und wollte erfahren, wo ihr Sohn diesen Begriff aufgelesen habe und hatte schon in Gedanken ihren Mann im Verdacht. Als sie erfuhr, dass Wieland den Don Quichotte heimlich las, wurde ihr Erstaunen umso größer, dass sie bislang die Lesefortschritte ihres achtjährigen Jungen wohl arg unterschätzt habe. Dann jedoch schlug diese Mitteilung in Stolz um, dass sich Wieland von selbst mit Werken der Weltliteratur beschäftigte, was die Frage natürlich in seinem Ursprung vereinfachte. Sie erinnerte sich nun auch des Zusammenhanges dieser Frage, und sagte: „Das sind liederliche Frauenzimmer, die sich in Wirtshäusern mit Männern treffen.“ Erst glaubte sie, die Frage nach den Dirnen sei damit für ihren Sohn hinreichend beantwortet, doch nach einem Augenblick der Besinnung fragte Wieland: „Und was machen sie mit den Männern dort, wenn sie sich treffen?“ Pauline sah Verlegenheit aufkommen und suchte in ihren Gedanken schleunigst nach einer verständlichen Erklärung für ihre

Behauptung. Schließlich sagte sie: „Sie trinken mit den Männern und manchmal küssen sie sie auch.“ Und um den Jungen von der letzten Bemerkung abzulenken, fügte sie noch hinzu: „Deshalb sagte man auch liederlich zu solchen Frauen, denn man küsst doch nur jemanden, den man lieb hat.“ Sie blickte ihren Sohn an und wollte eben das Thema wechseln, doch Wieland war mit der Antwort noch nicht zufrieden und sagte: „Meinst du der Vater macht auch so etwas, wenn er jede Woche ins Wirtshaus geht?“ Pauline wehrte die Frage flink ab, indem sie erwiderte, „dein Vater ist ein rechtschaffener Mann. Er könnte sich solch eine Begegnung als Bürgermeister gar nicht leisten, wo er doch mit seiner Arbeit für das öffentliche Wohl unseres Dorfes einsteht. Außerdem werden bei Konrad solche Frauen nicht geduldet.“ Als Wieland daraufhin nichts weiter sagte, glaubte Pauline dem Thema ein Ende gesetzt zu haben, doch Wieland wollte in den nächsten Tagen einmal selbst nachsehen, was sein Vater an seinen Stammtischabenden so trieb. Er überredete dazu auch seinen Freund zur Teilnahme, denn zu zweit fühlte er sich bei seiner abendlichen Unternehmung sicherer. Er gedachte sich nach dem Abendbrot noch einmal heimlich wegzuschleichen und wollte durch ein Fenster des Wirtshauses nach dem Stammtisch spähen und vor allem nach einer Dirne Ausschau halten. Erwin fand diese Idee spannend, gab aber drucksend zu bedenken, dass es ihm bestimmt nicht gelingen möge, sein elterliches Haus zu später Stunde noch einmal unbemerkt zu verlassen. Sein Vater schloss die Haustür pünktlich jeden Abend ab und verbrachte den Schlüssel danach im Wohnzimmer, wo er die Zeitung las. So geschah es dann auch, Wieland wartete umsonst auf seinen Freund und begab sich schließlich allein zum Wirtshaus. Die Fenster der Gaststube warfen nach rechts und im hinteren Teil des Hauses einen matten Schimmer in die Nacht und Wieland gelangte unbeobachtet bis an die Stelle des Wirtsraumes, wo sich unter einer als Rad geformten Deckenlampe die Stammtischrunde um seinen Vater

versammelt hatte. Mit erhitzt scheinenden Gesichtern sprachen die Honoratioren angeregt miteinander und das Lachen von Balduin drang bis ans Ohr des heimlich spähenden Knaben hinaus. Die Gaststube war nur spärlich gefüllt und nicht eine einzige Frau konnte Wieland zunächst entdecken. Um etwas von den Gesprächen der Männer zu erlauschen, streckte sich Wieland auf die Zehenspitzen und näherte sein Gesicht dicht der Fensterscheibe. In diesem Moment trat eine Frau an den Stammtisch und, als wäre sie mit Radubert eng vertraut, an den Vater des Knaben heran. Dabei berührte sie mit den Hüften den Arm von Radubert, der daraufhin seinen Arm darum schlang. Wieland hielt vor Aufregung den Atem an und suchte mit seinem Blick jede Nuance der Situation zu erfassen. Er wollte auf keinen Fall verpassen, wenn die Dirne seinen Vater küsste und dass es bestimmt passieren würde, davon war er jetzt in seinem kindlichen Entdeckungseifer überzeugt. Nun beugte die Dirne auch noch ihren Kopf gegen Radubert, der lachend die Geste erwiderte. So ein Schuft, dachte Wieland und er sann schon darüber nach, ob er seine Entdeckung der Mutter beibringen oder ihr lieber das peinliche Auftreten des Vaters verheimlichen sollte. Vor Aufregung bekam Wieland dann nicht mit, dass die Frau eine Kellnerin war und in diesem Moment bei den Männern die nächste Bestellung aufgenommen hatte. Alles ging so schnell, dass der Knabe sein Gesicht noch immer gegen die Scheibe drückte und nicht mitbekam, wie Wilhelm den Knaben am Fenster zu entdecken glaubte. Verblüfft wies er Radubert auf den weißen Fleck am Fenster hin und meinte, dass dort Wieland am Fenster sei und neugierig das Geschehen im Wirtshaus beobachtete. Radubert, der mit dem Rücken zur Fensterfront saß, drehte sich mühsam um, doch da war der Knabe schon eilig verschwunden. Radubert tippte nun mit dem Zeigefinger gegen seine Stirn und nannte Wilhelm einen Spinner, der schon Gespenster sehe, weil er zu viel Bier getrunken habe.

Wieland rannte indes mit der Vorstellung im Kopf nach Hause, dass sein Vater im Wirtshaus eine Dirne traf und befand, je mehr Abstand sich zwischen dem Gasthaus und seiner Dachstube legte, dass der Umgang mit Frauen dieser Art nichts Besonderes sei. Der beobachtete flüchtige Kuss der Frau schien ihm gegenüber der Mutter keiner Erwähnung wert, zumal er sich und seinen nächtlichen Ausflug damit verraten hätte.

Neben den literarischen Interessen übernahm Wieland von seiner Mutter auch die schwächliche Konstitution, die ihm im Verlaufe der nächsten Jahre mit regelmäßigen häuslichen Krankenlagern zu schaffen machte. Während der Knabe die Situationen mit Hilfe seiner kindlichen Leichtgläubigkeit leicht und sein Schicksal mit Fassung ertrug, zehrte jede Erkrankung heftig am Gemüt seiner Mutter, deren Seele einfühlsam am ereilten Übel ihres Kindes litt. So erkrankte Wieland zuerst an Windpocken, die seinen Körper mit kleinen Pusteln übersäte, ein Jahr später folgten Masern mit dem grippeähnlichen Vorstadium, das dann von den typischen dunkelroten großfleckigem Hautausschlag abgelöst wurde. Wieder ein Jahr danach stellte sich Ziegenpeter ein, was allerdings harmlos verlief und kaum die typischen Hamsterbacken bei Wieland erkennen ließ. Die größten Probleme und Schmerzen bereiteten allerdings die regelmäßig auftretenden Mandelentzündungen, die mit heftige Schluckbeschwerden und hohem Fieber einher gingen und sowohl Wieland als auch seine Mutter große Sorgen bereiteten. Mehr als einmal entschied sich Pauline gegen den Vorschlag des Arztes die körpereigenen Unruhestifter zu entfernen, denn sie mochte sich nicht vorstellen, wie unangenehm ein Schnitt mit dem Skalpell im Rachenraum ihres Sohnes sein müsste. Schon allein die Vorstellung genügte, dass sie einen Herzschmerz verspürte, was, wie die Zeit bringen würde, jedoch bei Pauline andere Ursachen zeitigte. Als Wieland zwölf Jahre alt war, schienen die Tage bei seiner Mutter gezählt. Pauline litt an einer angeborenen Herzschwäche, die ihr bald kaum mehr ein häusliches Tun

gestattete. An einem schwül warmen Augusttag, als Wieland mit seinem Freund Erwin vom Angeln nach Hause zurück kehrte, stand der Arzt Wilhelm am Bett seiner Mutter und drückte ihr die Augen zu. Radubert saß hilflos dabei, nahm schließlich seinen Sohn in den Arm und Tränen liefen über die Wangen des so lebenslustigen Mannes, der mit Pauline in diesem Moment eine Liebe in seinem Leben verlor. Wieland hatte noch nie einen toten Menschen gesehen und starrte mit einem fragenden Ausdruck seiner Augen auf das wächserne Gesicht seiner friedlich im Bett liegenden Mutter und verstand im Grunde nicht, was um ihn her vorging. Erst am Abend des gleichen Tages, als er stumm mit seinem Vater in der Küche zum Abendbrot saß, fühlte er die Kälte, die von den leeren Tellern ausging. Er spürte auch keinen Hunger, weil in seiner Kehle ein trockner Kloß saß. Radubert strich ihm dennoch ein Butterbrot, als wollte er sich damit beschäftigen und die Zeit ablenken, die wie ein bleierner Vorhang über dem Abend hing.

Pauline war gerade mal siebenundvierzig Jahre alt geworden und hatte in ihrem Leben nur wenig Freude kennen gelernt. Sie stammte aus Altdöbern und war das einzige Kind ärmlicher Leute. Der Vater werkelt als Schuster und verdiente nur wenig mit seiner Hände Arbeit an den Schuhen seiner Mitbürger, denen das Einfachste am Fuße gerade gut genug war, während die Mutter den Haushalt besorgte und für einige Stunden in der Woche bei den hohen Herrschaften im Schloss beim Putzen aushalf. All dies bildete die Lebensgrundlage der kleinen Pauline, die sich im Verlaufe der Zeit als einzige Genugtuung selbst das Lesen und Schreiben beibrachte. Vom Großvater ererbt, fanden sich auf dem Küchensbord bei den Eltern ein Märchenbuch, die Bibel und der immerwährende Kalender des Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen. In diesem zuletzt genannten Buch aus abgegriffenem Leder las Pauline später besonders gern und es wird im Verlaufe dieser Geschichte auch noch bei ihrem Enkel, dem Anton eine große Rolle

spielen. Während Anton später aus der dritten Materia mit dem Kapitel über Läuse, Flöhe, Tabak, böse und schöne Weiber eines Dings viele Anregungen entnahm, hielt sich Pauline meist nur bei der ersten Materia auf, wonach die Namen der Heiligen, deren Fest und Gedächtnis, ihrer Geburt, Marter und Absterbens nachverzeichnete Tage beschrieben wurden. Sie lernte fleißig daraus und suchte ihr Lebensjahr danach einzurichten, doch bei aller Sorgsamkeit nahm ihr Lebenslauf einen eigenen Weg und scherte sich nicht um die immerwährenden Weissagungen des alten Grimmelshausen. Mit sechszehn verließ sie das Elternhaus, nicht ohne dieses Buch als verinnerlichten Talisman im Gepäck, um ihre Beschäftigung als Dienstmädchen bei Herrschaften in Kremmlau anzutreten. Dort lernte sie eines Tages den Radubert kennen, der aus begüterttem Hause stammte und gelegentlich mit dem Sohn dieser Familie freundschaftliche Bande unterhielt. Bei einer Kirmes hatte es dann zwischen den beiden gefunkt und Radubert trug bald darauf bei seinen Eltern den Ehwunsch mit Pauline an. Der Vater von Radubert war über diese nicht standesgemäße Beziehung nicht sehr glücklich, doch hatte im Hause Stammvater nicht er das Sagen, sondern die Mutter Hedwig, die in dem Mädchen ein Liebes- und Glückpfand für ihren Sohn erkannte und der Ehe schließlich stattgab. Als in den Jahren danach das Unglück mit den Kindern begann, schwand allerdings das Sympathieempfinden bei Raduberts Mutter und legte sich als Versagen zusätzlich auf das kränkliche Herz von Pauline, die selten mehr Zufriedenheit spürte und sich manches Mal zurück zu ihren Eltern sehnte. Erst die Geburt von Wieland gab ihr Selbstvertrauen zurück und nährte für eine Zeitlang ihr glückseliges Empfinden bis nach der nächsten Geburt des Schwesterchens ihr Lebensmut nach wenigen Tagen mit dem Kind ins Grab sank.

Obgleich Radubert seiner Frau mit vielen Fasern seines Herzens zugeneigt gewesen war, hatte er sich sechs Wochen nach dem Tod von

Pauline an die neuen Lebensumstände gewöhnt und seinen Frohsinn wieder erlangt. Nach weiteren vierzehn Tagen kehrte er zunächst als stummer Zuhörer an den Stammtisch zurück, bis genug Gras über die Erdscholle seiner verstorbenen Frau gewachsen war. Es brauchte dann wiederum nur weitere sechs Wochen, da lief in Kremmlau das Gerücht von Haus zu Haus, der Bürgermeister verschicke liebevolle Blicke an die Wirtstochter, wenn er nun wie gewohnt dem Stammtisch vorsah. Wieland nahm hingegen die Veränderungen im Hause, das nun von einer Zugehfrau mehrmals wöchentlich besorgt wurde, mit kindlichem Gleichmut auf und probierte gelegentlich seine neuen Freiheiten mit nächtlichen Ausflügen auch auf den Kirchhof, wo er am Grab seiner Mutter nach dem Verstehen für die neue Situation suchte. Aber noch war es nur ein schwarz glänzender Marmorstein, den er dabei anstarrte. Frohsinn kam ihm dabei nicht auf, stattdessen schien seine Seele jedes Mal beklommen, wenn er davor saß und so kam es mit der Zeit, dass er immer seltener den Weg zu dieser Grabreihe wählte und stattdessen nach neuen Abenteuern suchte. Da geschah es eines Tages, dass er eine unverschlossene Tür zum Kircheninnenraum fand. Durch die hohen bunt gefärbten Bleiglasfenster drang schwach das Mondlicht herein, was Wieland eine ausreichende Orientierung ermöglichte. Außerdem kannte er die Örtlichkeit von gelegentlichen Besuchen mit seinen Eltern zum jährlichen Weihnachtsfest, wenn hier das Krippenspiel von der Kirchgemeinde zelebriert wurde. Vom Altar sah er die beiden Kerzen hell schimmern und wusste, wo der Pfarrer Lamprecht die Zündhölzer aufbewahrte. Rasch nahm er eine der beiden Kerzen und bald hatte er genug Licht, dass er seinen heimlichen Erkundungsgang in der Kirche fortsetzen konnte. Schon immer hatte es ihn interessiert, wohin eine der beiden Türen neben dem Altar führte und was sich unter dem Kirchboden verbarg, der an einer Stelle des Raumes durch ein Gitter den Blick in die Tiefe frei gab. Unerschrocken ob der finsternen Stille in diesen

alten Gemäuern, wo seine Schritte leise widerhallten, öffnete Wieland eine Tür neben dem Altar. Im Schein seiner Kerze erkannte er einen Tisch und einen Schrank und von der Wand blickte eine ihm unbekannte Sandsteinfigur gelangweilt auf den Besucher. Hier musste sich wohl der Pfarrer vor seiner Messe aufhalten und ankleiden mutmaßte Wieland, der sich auch nicht weiter mit Beschäftigungen in diesem Raum aufhielt, sondern einer nächsten Tür zustrebte, die er im hintere Teil des Raumes entdeckt hatte. Auch diese fand er unverschlossen und bemerkte dahinter eine schmale Treppe, die nach unten in den Keller führte. Nun beschlich Wieland doch eine fröstelnde Angst, aber seine Neugier war stärker und so stieg er Stufe um Stufe in die Tiefe bis er festen Boden unter den Füßen verspürte. Wieland sah nun ein Gewölbe um sich im Schein der Kerze, in dem auf großen Blöcken Särge aus Stein standen. Sonst war der Raum kahl. Mit seiner Kerze beleuchtete Wieland die Stirnwand eines Sarges und entzifferte unverständliche Worte und den Namen eines Graf Wetzlaf von der Biege. Wieland hatte noch nie von einem derartigen Grafen in dieser Gegend gehört und er vergaß auch, was er soeben gelesen hatte, denn im Schein seiner Kerze tauchte plötzlich ein kleiner Schatten auf, der einem Loch in der Wand zustrebt. Eine Maus dachte Wieland erleichtert und sah im nächsten Moment unweit des Schlupfloches einen schmalen Torbogen, der weiter ins Innere des Kellers führte. Neugierig näherte er sich dem Durchlass und bemerkte, dass dort ein Gang in einen weiteren Raum führte. Wenig später erreichte er zwei weitere Särge aus altem brüchigem Holz, die zu ebener Erde an den Seiten des Gelasses standen. Die Deckel waren, wie es schien nur lose darauf gelegt, denn Wieland konnte keine Verschraubungen erkennen. Vorsichtig stellte er die Kerze auf den Boden und von Neugier angespornt, versuchte er einen der Särge anzukippen. Es wollte ihm nicht gleich gelingen und so stemmte er seinen Oberkörper dagegen bis es plötzlich einen Ruck gab und der Deckel zur Seite

rutschte. Ein modriger Geruch stieg im sogleich in die Nase. Dann nahm Wieland die Kerze zur Hand, beleuchtete den entstandenen Spalt und entdeckte den knöchernen Arm eines Skeletts. Während er mit der rechten Hand die Kerze hielt, schob er mit der linken den Deckel noch ein Stück weiter bis ein Totenkopf sichtbar wurde. Erschrocken über den ungewohnten Anblick mit den knöchernen Höhlungen und gebleckten Zähnen fuhr Wieland zurück und in der jähen Bewegung verlosch augenblicklich das Kerzenlicht. Wie als hätte man über den Knaben einen Hut gezogen, versank Wieland in tiefe Finsternis. Nur der modrige Geruch war noch da und langsam belebte sich auch die Vorstellung, dass er neben einem Skelett saß, was seinen Herzschlag in einen rasenden Zustand versetzte. Als wollte sich der oder die Tote über die Ruhestörung beklagen, drang plötzlich ein scharrendes Geräusch aus dem Sarg, das Wieland in Angst und Schrecken versetzte. Der Knabe sprang auf und taste sich ungestüm gegen den Torbogen vor, stolperte schließlich gegen den steinernen Sockel und fand zu seiner Erleichterung wenig später den Treppenaufgang. Vor dem Altar sank er zu Boden und suchte sich nun zu beruhigen. Gespannt lauschte er in Richtung der Tür zum Nebenraum und suchte eine Bewegung zu erkennen, dass aus dem Kellerraum womöglich etwas empor stieg, dem er mit seinem Tun zu einer unverhofften Freiheit verholpen haben mochte. Doch alles blieb still und nachdem sich auch sein Augenlicht an die Dunkelheit gewöhnt hatte und im Kirchraum nach Minuten des Wartens kein Laut ertönte, fasste Wieland den Entschluss, mit der zweiten Kerze noch einmal hinab zu steigen, dass er die Spuren seines nächtlichen Eindringens in das Gotteshaus verwischte. Als das Licht der Kerze in den halb geöffneten Sarg fiel, erkannte Wieland plötzlich, dass neben dem Skelett der Hand ein Kästchen lag. Ein Daumenknochen berührte noch das Behältnis und Wieland mutmaßte nun, dass das vernommene Geräusch vom Herabsinken der Hand herrührte, die zuvor auf dem Kästchen gelegen

haben mochte. Nunmehr furchtlos griff er in den Sarg, schob behutsam den Daumenknochen zur Seite und entnahm den Behälter. Dann schob er den Sargdeckel wieder an seinen ursprünglichen Platz, nahm noch die erloschene Kerze mit und verließ das Gewölbe.

In seiner Dachstube säuberte er das Kästchen, das, wie er heraus fand, aus Messing bestand und dessen Inhalt durch ein Schloss gesichert war. In seiner Aufregung und Eile hatte er wohl übersehen, dass im Sarg vielleicht noch ein passender Schlüssel dazu lag. All seine Bemühungen in den nächsten Minuten das Kästchen mit Gewalt zu öffnen schlugen fehl, so dass ein weiterer Besuch im Kellergewölbe unumgänglich schien, wollte er an den Inhalt dieses geheimnisvollen Kästchens gelangen. Es wog schwer in seiner Hand, dass es unbedingt einen Inhalt haben musste, dachte Wieland, zumal beim Schütteln darin etwas hin und her rutschte. Vor dem Einschlafen fasste Wieland schließlich den Entschluss, dass er am morgigen Nachmittag gemeinsam mit Erwin die Kirche aufsuchen und heimlich den Versuch wagen wollte, an den Sarg im Kellergewölbe heran zu kommen.

Noch vor dem Unterricht weihte er seinen Freund in die geheime Unternehmung ein und verhiess ihm, dass ihn ein tolles Abenteuer erwarte. Während Augusto wie gewöhnlich seine Zeitung am Katheder las und die Klasse mit einer Rechenaufgabe beschäftigt war, drang Erwin ein um das andere Mal an seinen Freund, weil er schon jetzt mehr von dem Vorhaben wissen wollte. Als Wieland ihm dann verriet, dass Erwin am Nachmittag mit ihm in der Kirche einen Sarg öffnen wollte, entfuhr dem Knaben ein kurzer Schrei, der auch Augusto hinter seiner Zeitung besorgt anschauen ließ. Nachdem er sich aber von den geflissentlich über ihre Aufgabe geneigten Köpfen seiner Schüler überzeugt hatte, hieß er das vernommen Geräusch als eine Wahnvorstellung seines noch leicht umnebelten Hirns und vertiefte sich wieder in die Lektüre der neuesten Nachrichten.

Gegen die späte Nachmittagsstunde betraten die beiden Knaben die Kirche und während Wieland voller Spannung war, ob das Nebengelass zum Altar geöffnet und Pfarrer Lamprecht anderen Orts mit seinen Aufgaben beschäftigt schien, klopfte das Herz von Erwin vor Aufregung. Das Gemüt von Erwin glich dem eines scheuen Huhns und das er in Wieland einen Freund gefunden hatte, galt ihm als eine große Bereicherung seines Lebens, dass in der Regel von häuslicher Strenge geprägt war. Zudem hielt sich sein körperliches Wachstum unter den altersbedingten Durchschnitt und er reichte mit seiner Größe dem Freund gerademal bis an die Schultern. Wenn die beiden im Dorf oder im Wald unterwegs waren und es der Zufall wollte, dass die beiden mit langen Stöcken hantierten, dann konnte man meinen, dass der berühmte Ritter mit seinem Knappen Sancho Panza zu einem Abenteuer unterwegs war. Allerdings wies Erwin nicht die Bauernschläue seines Vorbildes auf und war weit davon entfernt, in allem nur seinen Vorteil zu suchen, er trug seine Eigenarten im Herzen, die in großer Anhänglichkeit und Treue bestanden, was ihm im Leben nicht immer zum Vorteil gereichen sollte. An Wieland glaubte er wie ein Verbündeter und nahm dessen Worte wie ein ungeschriebenes Gesetz. Deshalb vertraute er bei dieser Unternehmung in der Kirche auch voll und ganz auf seinen Freund, der sich nun vorsichtig der Tür zum Nebengelass des Altares näherte. Allein wäre Erwin nie auf die Idee verfallen, verbotene Dinge zu tun, doch wenn Wieland dabei war, erhielt alles eine andere Wertigkeit. Hinter einem Pfeiler versteckt beobachtete Erwin, wie Wieland die Tür einen Spalt weit öffnete und einen Augenblick später dahinter verschwand. In diesem Moment war Erwin mit einer Entscheidung allein, doch Wieland kannte seinen Freund und wusste um dessen Scheu, so dass er hilfreich die Tür öffnete und ihn hieß nachzukommen, weil die Luft rein sei. Zum erstem Mal betrat Erwin diese stets seinen Blicken verborgenen Räumlichkeiten und er war erstaunt, wie nüchtern eine Realität gegen eine gedankliche

Vorstellung ausfallen konnte. Bislang hatte er immer geglaubt, dass sich der Prunk vom Altar auch dahinter fortsetzte. Doch zu weiteren Betrachtungen blieb dem Knaben keine Zeit, denn Wieland drängte ihn weiter und öffnete eine nächste Tür, die eine Kellertreppe frei legte, auf der sein Freund kurz darauf in der Tiefe verschwand. Zur Eile von Wieland angetrieben, durchquerten die beiden schnellen Schrittes das Gewölbe, in dem Erwin staunend an den großen Blöcken vorbei lief und schließlich das Nebengelass mit den beiden Särgen erreichte. Vorsorglich war Wieland mit einer Taschenlampe ausgerüstet, die Erwin nun halten sollte, während sein Freund sich an dem Sargdeckel zu schaffen machte. Mit einem kräftigen Ruck brachte Wieland den Anblick eines Skelettes ins Licht, das bei Erwin ein Grausen hervor rief und ihn unbewusst ein Schritt ins Dunkel tun ließ. Wieland schimpfte leise über diese Ungeschicklichkeit seines Freundes und sagte im Ton entschuldigender Pietät, dass der Tote gleich seine Ruhe wieder bekäme, wenn Erwin ihm nur flink dabei behilflich sei, im Sarg etwas zu finden. Wonach er denn suche, wollte Erwin flüsternd wissen. Und während Wieland seinem Freund nun die Taschenlampe abnahm und sich tief in den Sarg hinein beugte, hörte Erwin etwas von einem Schlüssel, den der Tote bei sich haben müsse. Obgleich Erwin seinem Freund vertraute, ging ihm dies nun doch zu weit und er verspürte, zumal von Wieland durch die Wegnahme der Taschenlampe ins Dunkle getaucht, eine beklemmende Angst. Leise fragte er dennoch: „Was denn für ein Schlüssel Wieland?“, und nach einer kleinen Pause, in der sein Freund kopfüber im Sarg steckte, fügte er noch hinzu, „sollten wir nicht besser nach oben gehen.“ Wieland hatte währenddessen den Knochen des Oberschenkels am Skelett zur Seite geschoben, weil er den darunter gerutschten Schlüssel zum Kästchen tatsächlich entdeckt hatte. „Ich bin gleich soweit Erwin“, rief er seinem Freund mit befremdlich tiefer Stimme zu. Im Sargkasten roch es entsetzlich nach Verwesung und der Geruch drang bis an die

Nase von Erwin, dem nun zu seiner Ängstlichkeit auch noch schlecht wurde. Endlich war Wieland fertig, kroch aus dem Sarg und wies Erwin auf den Totenschädel. „Was meinst du“ sagte er zu ihm, „ist der Tote ein Mann oder ein Frau?“

„Woher soll ich das denn wissen, ich habe noch nie eine nackte Frau gesehen.“

„Das ist ja wohl auch keine nackte Frau“ erwiderte Wieland belustigt, „aber ich will dir sagen, was es ist. Er schob den Sargdeckel noch ein Stück weiter, so dass das Becken am Skelett sichtbar wurde und sagte: „Siehst du die breite Hüfte, Erwin, deshalb sollte es sich vielleicht um eine Frau handeln. Denn nur da bekäme ich meinen Schädel hindurch und müsste nicht wie Jona in einem Bauch leben.“ Erwin schaute Wieland mit großen Augen an und sagte: „Nun versteh ich gar nichts mehr.“

„Komm jetzt“ sagte Wieland kurz, „ich erzähle es dir ein anderes Mal. Jetzt müssen wir sehen, dass wir hier ungeschoren heraus kommen.“ In diesem Moment hörten die Knaben in der Kirche ein lautes Geräusch, das wie das Zuschlagen einer Tür klang. „Verdammt“ entfuhr es Wieland, „der Pfarrer sollte doch nicht ...“ Mehr verstand Erwin nicht, denn Wieland war durch das Gewölbe zur Tür gelaufen und Erwin musste sich beeilen, dass er dem Lichtschein der Taschenlampe hinter her kam. Beide stürmten die Treppe hinauf und standen bald im Nebenraum des Altares, dessen Tür zur Kirche zum Entsetzen der Knaben fest verschlossen war. Wieland schlug mit der flachen Hand kräftig an die Tür und rief „hallo, hallo“, doch auch nach einigen Minuten ließ sich niemand vernehmen, der ihnen die Tür zu ihrem freiwilligen Gefängnis öffnete. Erwin stand wie gelähmt dabei und schien den Tränen nah als er zu Wieland sagte: „Mein Vater schlägt mich tot, wenn er davon erfährt.“

„Nun mal ganz ruhig, Erwin“ sagte Wieland, „wir kommen hier schon noch rechtzeitig raus.“ Obgleich Wieland selbst der Schreck in den

Gliedern saß und im Moment nicht wusste, wie sie hier vor Einbruch der Nacht heraus kommen sollten, behielt er die Nerven und dachte nach. Als richtiger Junge hatte er stets ein Taschenmesser dabei, das ihm bestimmt auch in dieser Situation hilfreich sein würde. Seine Hand umklammerte das Metall des Messers in seiner Hosentasche und als sei von dieser Berührung in seinen Gedanken eine Idee entsprungen, untersuchte er nun das Türschloss und stellte zu seiner Freude fest, dass der Bart des Schlüssels nur noch ein wenig gedreht werden musste, dass man ihn durch das Schlüsselloch auf die andere Seite schubsen konnte. Dies zu bewerkstelligen, dafür wäre ihm sein Taschenmesser bestimmt hilfreich, dachte er. Als sich Wieland nun zum Boden bückte und den Spalt unter der Tür begutachtete, sagte Erwin resignierend: „Da können wir bestimmt nicht durch kriechen.“

„Aber den Schlüssel herein ziehen“ erwiderte Wieland in einem überzeugten Tonfall. Die Kirche war bestimmt vierhundert Jahre alt und der Steinboden unter der Tür von unzähligen Fußritten der Pastoren abgetreten, so dass in der Mitte ein fast zwei Zentimeter breiter Spalt entstanden war. Während Erwin noch immer zweifelnd den Boden betrachtete, hantierte Wieland mit seinem Messer im Schloss.

„Erwin, schau mal ob du im Schrank oder sonst irgendwo einen länglichen Gegenstand findest“ sagte Wieland, „mit dem wir den Schlüssel unter die Tür herüber ziehen könnten.“ In diesem Moment vernahm man den Klang eines zu Boden fallenden metallischen Gegenstandes. Freudestrahlend bückte sich Wieland und erklärte Erwin, dass sie nun schon fast gerettet seien. Dass sich mit der Kirchtür ihrer Freiheit noch ein weiteres Hindernis in den Weg stellt, verschwieg Wieland seinem Freund in diesem Moment allerdings.

„Hier im Schrank sind nur Bücher und Sachen“ erklärte Erwin, der sich um die Erledigung der ihm übertragenen Aufgabe bemühte. Wieland trat hinzu und nun wühlten beide nach einem geeigneten Gegenstand. Dann

fiel der Blick von Wieland auf den Tisch und er entdeckte an diesem eine unter der Platte befindliche Schublade. Neben allerhand Krimskram lag dort zu seiner Freude ein Kerzenlöscher mit einem langen Metallstiel, mit dem er anschließend den Schlüssel herüber zog.

Im Kirchenschiff war es bereits dunkel und durch die hohen Bleiglasfenster fiel ein matter Mondlichtschimmer, der ihnen allerdings genügte, dass sie den Weg zur Tür fanden. Auch diese war verschlossen, wie Wieland schon vermutet hatte, während Erwin von dieser Tatsache wieder zur Verzweiflung nieder gerissen wurde. Wieder jammerte er, dass ihn sein Vater verprügeln würde, wenn heraus kam, was sie hier getan hatten. Ein Hämmern an dieser Tür wäre sinnlos, dachte Wieland, die Kirche befand sich am Ortsrand und war vom Friedhof umgeben, den um diese abendliche Zeit bestimmt niemand mehr besuchte. Und Pfarrer Lamprecht war gewiss schon wieder auf dem Weg ins Wirtshaus, wo er allabendlich sein Mahl einnahm und anschließend mit den Stammtischbrüdern noch ein paar Stunden zubrachte. Jetzt war also ein guter Rat gefragt und so vermochte Wieland dem Erwin in diesem Moment keinen Trost spenden, denn sein Vater hielt bestimmt schon lange Ausschau nach dem Jungen und drechselte vielleicht auch schon die Rute in seiner Hand. Wieland wusste, wie hartherzig es im Hause Eßwein zuging und dass Erwin schon manches Mal eine Entschuldigung zur Schule brachte, wenn ihn die Hand seines Vaters zu hart getroffen hatte. Wieland blickte auf den Altar und ein fragender Blick traf Jesus am Kreuze, der vielleicht auch eines Tages die Schuld von Erwins Vater auf sich nehmen würde. Dann entdeckte er die beiden Kerzen und wusste im nächsten Moment, was jetzt zu tun sei. Nein, die Kirche wollte er nicht abbrennen, aber die beiden Kerzen in ein Kirchfenster stellen, dass sie mit ihrem Licht vielleicht die Aufmerksamkeit eines abendlichen Spaziergängers erreichten. Dann setzten sich die beiden Knaben in das Chorgestühl und warteten.

„Sag mal“ begann Erwin den schweigenden Wieland zu fragen, „wozu ist der Schlüssel, den wir hier gesucht haben, von Nutzen?“ Wieland schaute seinen Freund an und sagte: „Als ich das erste Mal dort unten am Sarg war, hatte ich bei der Toten ein verschlossenes Kästchen aus Messing entdeckt und gehofft, dass ich den dazu passenden Schlüssel auch noch finde.“

„Das heißt“ fragte Erwin, „du hast der Toten das Kästchen weg genommen? Aber das darf man doch nicht tun!“ ergänzte Erwin eifrig. Wieland ließ den Vorwurf zunächst ein wenig abkühlen, dann erwiderte er ruhig: „Man darf das alles nicht so wichtig nehmen. Wer fragt schon danach. Ich weiß ja bisher nicht einmal, was in dem Kästchen drin ist.“

„Aber wohl ist mir nicht dabei, wenn das mein Vater erfährt“ sagte Erwin kleinlaut. Wieland wollte schon aufbrausen, weil er es leid hatte, dass sich Erwin laufend vor seinem Vater fürchtete, doch dann sagte er beruhigend: „Er wird es nicht erfahren Erwin, niemand wird es erfahren, weil es niemand weiß, dass in dem Sarg ein Kästchen lag. Ich kenne ja nicht einmal die Tote und ihr nützt, was sie dabei hatte, schon lange nichts mehr.“

„Aber man muss es doch achten, was so jemand mit ins Grab nimmt“ fuhr Erwin fort.

„Bei den ägyptischen Pharaonen hat man auch die Gräber geöffnet und die Beigaben liegen heute im Museum. Es ist doch so“ sagte Wieland, „manche Tote hinterlassen etwas, und andere wiederum nicht. Bei dem einen sind es Gegenstände, der andere hinterlässt nur Fragen.“ Erwin schien nun mit der Antwort zufrieden, aber nachdem Wieland weiter schwieg, suchte der Freund in der Stille und Ängstlichkeit der Kirche nach einer Unterhaltung, die ihn ablenkte.

„Dann wollte ich dich noch etwas anderes fragen“ fuhr Erwin fort, „woher weißt du das alles, was du mir da erzählst. Das mit den Frauen zum Beispiel und den Pharaonen?“

„Schon bevor meine Mutter gestorben ist“ antwortete Wieland, „habe ich viel mit ihr gelesen. Und danach allein erst recht. Mein Vater hatte zu seiner Konfirmation eine große Brockhaus-Ausgabe in feinem Haifischleder in 17 Bänden geschenkt bekommen. Diese Bücher haben es mir angetan und ich lese jeden Abend darin. Dort stehen solche Sachen, wie der Skelettaufbau eines Menschen und auch das über die ägyptischen Pharaonen. Und noch vieles mehr.“

„Auch über Frauen?“ fragte Erwin, „ich meine, wie sie so aussehen, wenn sie nichts anhaben.“ Wieland musste nun schmunzeln und erinnerte sich der überraschenden Situation, als er eines Tages seine Mutter fragte, wie die Babys in den Bauch der Frau kommen. Obgleich Pauline keine freimütige Erziehung bei ihren Eltern genossen hatte und manches unter der Decke des Schweigens dem Selbstlauf überlassen worden war, hatte sie aus ihren Büchern gelernt, dass jede Frage einer vernünftigen Antwort bedürfe. Ohne in jene typische Schüchternheit zu verfallen, die sexuelle Belange in der Regel hervor riefen, hatte sie Wieland erzählt, wozu das männliche Glied von der Natur geschaffen sei und was es bewirke. Ohne drum herumreden war Wieland so mit der Empfängnis vertraut gemacht worden und hatte sich die Offenheit der Mutter für alle Zeit gemerkt.

„Frauen sehen nackt auch wie Männer aus“ sagte Wieland ohne Umschweife, „mit nur zwei Ausnahmen. Sie haben Brüste, womit sie ihre Babys säugen können und dort, wo du deiner Pullermann hast, haben sie eine weitere Öffnung im Körper.“ Wieland wusste, dass jetzt die nächste Frage von Erwin kommen würde und so geschah es denn auch.

„Wie jetzt“ erwiderte Erwin, „eine zweite Öffnung, wozu soll das gut sein?“ Als hätte die Stimme des Herrn eine folgenreiche Erwiderung von Wieland verhindern wollen, die dem naiven Knaben vielleicht einen Schock versetzt hätte, vernahmen die Jungen plötzlich an der Kirchentür ein Schließgeräusch. Dann betrat der Pfarrer Lamprecht, gefolgt von

Radubert und Franz Eßwein, das Kirchenschiff und kamen schließlich mit geröteten Gesichtern Wieland und Erwin entgegen. Die Nachbarin von Radubert hatte auf dem Heimweg vom Nachbardorf einen seltsamen Schein in der Kirche wahrgenommen und in der Annahme, dass vielleicht ein Feuer ausgebrochen sei, den Pfarrer verständigt. Zur gleichen Zeit hatte der Vater von Erwin, nachdem er alle bekannten Spielplätze seines Sohnes abgesucht hatte, bei Radubert vorgesprochen, ob sich sein Erwin möglicher Weise bei ihm aufhielt, wusste er doch, dass sie eng befreundet waren.

Wieland hielt derweil, worüber er in der Kirche während des Wartens schon lange nachgegrübelt hatte, den Befreiern eine plausible Erklärung für ihre unbemerkte Anwesenheit in der Kirche bereit und er sagt: „Wir waren oben bei der Orgel und so in das Instrumentarium vertieft, dass wir nicht bemerkten als der Pfarrer die Kirche verließ und die Tür abschloss.“ Obgleich es vor allem Radubert an der Glaubwürdigkeit dieser Aussage mangelte, ließ er die Ausrede unerwidert gelten und sagte stattdessen, das er froh sei, dass die Knaben unbeschadet die entstandene Aufregung überstanden hätten. Dann verließ man gemeinsam die Kirche, nicht ohne dass Pfarrer Lamprecht die beiden Kerzen wieder ordnungsgemäß zu Füßen seines Christus stellte. Auch Franz Eßwein verhielt sich ruhig angesichts des Aufenthaltsortes seines Sohnes, konnte doch Gottesnähe kein so schlechter Ort für die Entschuldigung einer Verfehlung sein.

In seiner Dachkammer probierte Wieland sogleich nach seinem Eintreffen das Passen des Schlüssels am Kästchen und entnahm ihm schließlich verwundert ein in Ölpapier eingewickelt Buch. In grünliches Leder gebunden, hielt er einen Band der „Bekenntnisse“ von Jean Jaques Rousseau in den Händen, 1907 bei Wiegand & Grieben in Berlin gedruckt. Das Buch war in einem tadelfreien Zustand und Wieland war sogleich von dem Äußeren des Bandes angetan. Dann las er verwundert

die ersten vier Zeilen: *„In plane ein Unternehmen, das kein Vorbild hat und dessen Ausführung auch niemals einen Nachahmer finden wird. Ich will vor meinesgleichen einen Menschen in aller Wahrheit der Natur zeichnen, und dieser Mensch werde ich sein.“*

Mit diesen Worten trat etwas Empfindsames in die Seele von Wieland, der sich in diesem Moment dem offenen Wesen seiner Mutter und der Freimütigkeit seines Vaters erinnerte. Hier hatte scheinbar jemand den Versuch unternommen, ein solches Leben zu schildern. Noch am gleichen Abend bis tief in die Nacht, lernte Wieland den Lebensweg des berühmten Franzosen vom Beginn an kennen und verspürte dabei ein um das andere Mal, eine vergnügliche Nabelschau.

Als er das Buch der Müdigkeit wegen weit nach Mitternacht zur Seite legte, trat plötzlich nach der Neugier die Frage an ihn heran, warum hatte die Tote das Buch an ihre Seite legen lassen. Wir werden es im nächsten Kapitel erfahren.